

Musiker auf dem Kinderkarussell

Heute zu Gast in Berlin: Fotograf William Claxton über das Wesen des Jazz, über Drogen und über die Unschuld, die es zu bewahren gilt

Im Jahr 1960 unternahm der deutsche Jazz-Publizist Joachim-Ernst Berendt und der amerikanische Fotograf William Claxton eine viermonatige Reise quer durch die USA, auf der Suche nach dem Wesen des Jazz. So entstand „Jazzlife“. Jetzt wurde das Buch neu aufgelegt, Josef Engels hat mit William Claxton darüber gesprochen.

Berliner Morgenpost: Hatten Sie 1960 das Gefühl, das Ende des Jazz zu dokumentieren?

William Claxton: Als mich Joachim-Ernst Berendt anrief und fragte, ob ich mit ihm die Reise unternehmen möchte, weckte es einen Instinkt in mir, den ich schon als kleines Kind hatte, als mir meine Großmutter die erste Kamera schenkte, eine Box Brownie. Als ich die ersten Fotos in der Hand hielt, war mir klar: diesen Augenblick wird es so nie wieder geben. Auch bei der Reise mit Berendt ahnte ich: das ist die Chance meines Lebens.

1960 war gewissermaßen der Höhepunkt des Jazz. Neobop war an ein Ende gekommen und etwas Neues zog herauf. Und natürlich: der Rock 'n' Roll fing so richtig an. Für mich war es ein Glückslos.

Wie wurde Jazz Anfang der sechziger Jahre in Amerika wahrgenommen?

Die meisten Musiker und Musikwissenschaftler waren sich bewußt, daß der Jazz die einzige originäre Kunstform war, die aus Amerika stammt. Aber Jazz, wie sie vielleicht wissen, hatte es in den USA immer schwer. Weil der Durchschnittsbürger dachte, das seien alles verrückte Musiker.

Haben Ihre Bilder nicht auch dazu beigetragen, den Jazz von seinem Schmutzdeliktimage zu befreien?

Ja. Bevor ich mit dem Fotografieren anfing, gab es hauptsächlich stereotype Bilder vom Jazz, die ihn in einem vertrauchten, verschwitzen Club zeigten, am besten im Keller. So war es ja



William Claxton machte die Fotos für „Jazzlife“.

Foto: Taschen

tatsächlich in New York und Chicago der Fall. Bei uns in Kalifornien sah das allerdings anders aus: Hier lebten in den fünfziger Jahren viele Musiker, die in den Film-, Fernseh- und Radiostudios arbeiteten. Die waren alle ziemlich auf dem Gesundheitstrip – selbst, wenn sie parallel immer noch

Drogen nahmen. Ich wollte diese gesunde Jazzszenen zeigen. Ich habe Bands im Anzug an den Strand gestellt und Musiker auf Kinderkarusselle gesetzt.

Das Bemerkenswerte an Ihren Bildern ist, daß die Musiker unglaublich entspannt wirken. Wie haben Sie es nur geschafft, daß Miles Davis lächelt?

Miles smiles, das stimmt. Ich habe ihn kennengelernt, als wir beide noch ziemlich jung waren. Ich war mit meinem Freund Allen Eager, dem Tenorsaxophonisten, in New York unterwegs. Da kam uns Miles Davis entgegen: Er war bestens angezogen und hatte in jedem Arm ein berühmtes Foto-Modell. Beide weißt: Allen stellte mich Miles vor mit den Worten: Das ist mein Freund Clax aus L.A. Und Miles antwortete: Clax? Das klingt ja wie ein Haushaltsreimer! Wir lachten. Und wurden Freunde. Als Miles das nächste Mal an der Westküste war, rief er mich an, und wir machten diese Fotos. Er war glücklich, er war char-

Hat Jazz seine Unschuld verloren?

Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Aber ich denke, die Essenz des Jazz liegt in der Verbindung von handwerklicher Perfektion und dem Moment unschuldiger Erfindung in der Improvisation. Das große Problem von Kunst im Allgemeinen und Jazz im Besonderen ist, diese Unschuld zu behalten. Daß immer etwas Frisches passiert. Das macht die Musiker manchmal depressiv. Und sie werden bitter und wütend. Aber selbst das zeigt sich dann in der Musik.

William Claxton/Jochim-Ernst Berendt: Jazzlife. Taschen, Köln. 720 S. + CD, 150 Euro

Heute, 19 Uhr, signiert William Claxton im Berliner Museum für Fotografie, Jebensstr. 2, Charlottenburg, sein Buch.